

Verena Doerfler

Hochstapeleien – Zur Aktualität & geschlechtlichen Dimension einer Kulturtechnik

(Dissertation)

Das in den Kulturwissenschaften angesiedelte Projekt *Hochstapeleien* unternimmt den Versuch eine *Geschichte der Gegenwart* und/oder Genealogie der Hochstapelei mit Schwerpunkt auf den darin implizierten Geschlechterverhältnissen zu entwerfen. Eine solche genealogische Historisierung geht, wie von Martin Saar in einem Aufsatz zur *Genealogischen Kritik*¹ prägnant zusammengefasst, von der Gegenwart aus und „schreibt deren hypothetische, fiktive oder spekulativen Vorgeschichte(n).“² Eine solche hypothetische, fiktive oder spekulative Vorgeschichte der Hochstapelei zu schreiben meint dann, die Hochstapelei nicht ausschließlich als amoralische Praxis des Betrugs zu lesen³. Vielmehr stellt das Projekt die These auf, dass die Hochstapelei – gerade mit Blick auf historische Praktiken des Hochstapelns – auch als eine überaffirmative-satirische Praxis der Kritik gegenüber Macht-, Herrschafts- und Hierarchisierungsverhältnissen begriffen werden kann. Sinnvoll erscheint eine solche Lesart vor allem vor dem Hintergrund der Annahme, dass sich Hochstapeleien gegenwärtig zu einer gouvernementalen, neoliberalen Norm im Geiste eines *Unternehmerischen Selbst*⁴ gewandelt haben. Außerdem zeigt sich, dass das Hochstapelns – historisch wie gegenwärtig – tendenziell eine mit ‚Männlichkeit‘ und ‚männlicher‘ Sozialisation assoziierte, berufliche Erfolge begünstigende, soziale Praxis darstellt. Während Tiefstapeleien – gerahmt von entsprechenden Forschungsbefunden der Psychologie – eher mit ‚weiblichem‘, berufliche Erfolge konterkarierendem Verhalten in Verbindung gebracht werden. Diesen eindimensionalen Analysen gegenüber unternimmt das Projekt *Hochstapeleien* einen genealogischen ‚Kunstgriff‘: Hochstapeleien werden dann nicht nur als eine kontingente Weise der Subjektivierung konzeptionalisiert, sondern in gewissen Aspekten – als Akt lernender Imitation, in ihrem Modus des ‚Als-ob‘ und angesichts des in ihr implizierten ‚Lachens zum Trotz‘ – auch als eine Praxis der Selbstermächtigung und Selbst-Bildung gelesen. Dadurch erweist sich die Hochstapelei zwar als eine soziale Praxis, in der sich Geschlechterdifferenzen gleich bleibend zu reproduzieren scheinen, die aber, gerade aufgrund des scheinbaren Zwangscharakters, auch die Möglichkeit subjektiver Umdeutung in sich birgt. Zu diesem Zweck wird die Geschichte der Hochstapelei in drei ineinander übergehende Phasen unterteilt: Phase I erzählt vom diskursiven Aufstieg der Figur des Hochstaplers um 1900 und konzeptionalisiert im Kontext von Bourdieus Habitus-Theorie die Hochstapelei als einen Normenbruch. Phase II beschreibt die Hochstapelei – anhand Foucaults *Geschichte der Gouvernementalität* sowie mit Bröcklings *Unternehmerischem Selbst* – für die Gegenwart als eine zum Zwang mutierte Norm. Phase III fragt, – etwa im Kontext von Jacques Rancières Bildungstheorie oder anhand Theorien des Carnevalesken –, nach den Möglichkeiten einer Umdeutung der Hochstapelei zu einem selbstermächtigenden Akt von Selbst-Bildung. Erzählt wird diese anders geartete Geschichte der Hochstapelei – als primär literaturwissenschaftliches Sujet – vor allem anhand klassischer und zeitgenössischer Hochstapler-Literatur (autobiographische und belletristische Literatur von oder über Hochstapler_innen), die mit soziologischen, philosophischen und literaturwissenschaftlichen Theorien in einen diskursanalytischen Dialog gebracht werden.

¹ Saar, Martin: *Genealogische Kritik*, in: Jaeggi, Rahel; Wesche, Tilo: *Was ist Kritik?*, Frankfurt am Main, 2009.

² Ebd., S. 251.

³ Die Hochstapelei gilt im Gegensatz zum Betrug bis heute als nicht juristisch strafbarer Tatbestand.

⁴ Vgl. Bröckling, Ulrich: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsweise*, Frankfurt am Main, 2007.

Gender-Fake?! – Ein (fiktiver) Dialog zwischen Judith Butler & Aléa Torik**(Vortrag)**

Über Genderfragen zu reflektieren ohne das Theoriegebäude Judith Butlers zu konsultieren, erscheint heute fast unmöglich. Dies wird an dieser Stelle so dezidiert vermerkt, da die Autorin sich in einem ambivalenten Verhältnis zu Butlers Gedankenansatz befindet. Einerseits lässt sich die argumentative Nähe zwischen einer strategischen Umdeutung der Hochstapelei (mit Verweis auf die Praxis der Figur des historischen Hochstaplers) und Butlers Theorem eines ‚subversiven Subjekts‘⁵ nicht von der Hand weisen. Andererseits erweist sich eben dieser gedankliche Ansatz der Selbstermächtigung in beiden Fällen auch als problematisch – vor allem angesichts spätkapitalistischer Anrufungen zur eigenverantwortlichen, flexiblen Selbst-Regierung und/oder Selbst-Regulierung. Politisch-institutionelle Interventionen laufen auf diese Weise Gefahr durch ‚Politiken des Selbst‘ ersetzt zu werden. Nichtsdestotrotz: Wenn Judith Butler argumentiert, dass die Performativität von Geschlecht vor allem sprachlich durch die ‚ritualisierte Wiederholung von Konventionen‘⁶ nachträglich die Illusion eines inneren Geschlechtskerns produziert, ist die Verführung groß, daran anschließend Vergleiche mit den praktischen, verkörperten Methoden des historischen Hochstaplers herzustellen. Indem dieser den Habitus der so genannten ‚besseren Gesellschaft‘ durch Auftreten, Kleidung und unter Zuhilfenahme anderer Artefakte imitierte, erzeugte er durch ein ähnlich gelagerte ritualisierte Wiederholung von Konventionen die Illusion des ‚Adeligen von Geburt‘ – und durchbrach damit die Norm eben dieser auf vermeintliche Naturgesetze rekurrierenden Konventionen. Solche Konvergenzen verleiten dann zu gewagten Thesen: Etwa ob im Umkehrschluss die binäre Ontologisierung von Geschlecht und/oder ein Selbstentwurf eindeutiger Geschlechtlichkeit nicht auch als eine Form der Hochstapelei betrachtet werden könnte? Eine solche Fragestellung gewinnt vor allem angesichts einer jüngst erschienenen (fiktiven) Autobiographie der Autorin Aléa Torik an Relevanz. In *Aléas Ich*⁷ beschreibt Aléa Torik, eine blitzgescheite, bildschöne⁸, junge, aus Rumänien emigrierte Frau, ihr von zahlreichen Gestalten/Freund_innen bevölkertes Leben in Berlin, berichtet von und über ihre Promotion zur ‚Fiktionalität in der Literatur‘ und erzählt der Leserin die Geschichte der Entstehung des Romans – den die Leserin mit *Aléas Ich* lesend in den Händen hält. Aléa Torik allerdings erweist sich jenseits des von ihr veröffentlichten Romans und im ‚bürgerlichen‘ Leben als Mensch männlichen Geschlechts: Als Claus Heck, Jahrgang 1966, in Essen geboren, in Berlin lebend, als ein vor der ‚Geburt‘ Aléa Toriks vom Literaturbetrieb/Verlagen missachteter und damit un(an)erkannter Schriftsteller. Angesichts dessen stellen sich verschiedene, diskussionswürdige Fragen: Ist das Vorgehen Aléa Toriks alias Claus Heck als Hochstapelei zu werten – obwohl Literatur gemeinhin von der Fiktionalisierung von Figuren lebt und der Entwurf solcher Figuren beiderlei Geschlechts unabhängig vom Geschlecht des/der Autor_in erfolgt? Wie begründet sich der Skandal, den Torik_Heck mit ihrem_/seinem Roman im deutschen Literaturbetrieb auslöste und der sich an der Frage entbrannte, ob Toriks Vorgehen ein zulässiges sei? Und: Wie verhält sich Hecks Vorgehen zu aktuellen Fragen von Geschlecht? Der Vortrag wird sich an diesen und ähnlichen Fragen orientieren.

⁵ Vgl. Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main, 1991, S. 203ff.

⁶ Vgl. Butler, Judith: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt am Main, 2013, S. 136.

⁷ Torik, Aléa: *Aléas Ich*, Roman, Hamburg, 2013.

⁸ Vgl. Klappentext, ebd.